

Das Fremde im Gemeinsamen und das Gemeinsame im Fremden erkennen

Vom 03. bis 05. Dezember 2019 fand im Literaturhaus Berlin das Festival jüdischer Literaturen mit dem Titel „Verquere Verortungen“ statt. Eine Zusammenfassung

Schlägt man „verquer“ im Duden nach, werden zwei Bedeutungen des Wortes angeboten: „schräg, schief, quer und nicht richtig, nicht wie es sein sollte“ und „in etwas seltsamer Weise vom Üblichen abweichend, absonderlich, merkwürdig“. „Verorten“ ist laut Duden, „einen festen Platz in einem bestimmten Bezugssystem zuweisen“. So weit, so gut. Es geht also um die schräge/merkwürdige, in seltsamer Weise vom Üblichen abweichende Zuordnung in einem bestimmten Bezugssystem –, ob mit diesem Bezugssystem die Literatur selbst gemeint ist oder dieser Gedanke weit mehr fasst – etwa die Verortung der eigenen Identität, Sprache, Geschichte – unterschied sich von Diskussion zu Diskussion. Einfach gesagt wollten die Organisator*innen des Festivals vermutlich auch das Paradox der dreitägigen Veranstaltung im Titel mitschwingen lassen, die sich zwar explizit um jüdische Literaturen drehte, jedoch keinesfalls eine feste Definition dieses Labels liefern sollte. Maxim Biller, der als Ersatz für Rachel Salamander kurzfristig in der Auftaktveranstaltung einsprang, um mit Jo Frank und Eva Lezzi über jüdische Literaturen nach 1945 zu sprechen, wollte im Wort „verquer“ allerdings gleich eine ideologische Bezeichnung sehen und echauffierte sich in gewohnter Manier über die mediokere Qualität deutscher Literatur. Warum die Trennung zwischen deutscher und jüdischer Literatur jedoch relevant sei und worin genau diese bestehe, beantwortete er ebenso wenig wie die Frage von Eva Lezzi, ob er denn manchmal den männlichen Blick seiner Figuren hinterfrage. Eine Antwort verweigerte auch Jo Frank, von dem Biller wissen wollte, was für ihn denn genau „jüdisch“ sei. Ein Trick zwar, um sich nicht selbst dieser Frage stellen zu müssen, nachdem Biller kurz zuvor darauf hingewiesen hatte, dass seine Figuren aus einer ästhetischen Entscheidung heraus Jüdinnen und Juden seien, aber dennoch schade, dass das Publikum hier auf die Gedanken des Mitveranstalters Frank verzichten musste. Die Bedeutung blieb also wie gewünscht aufgeschoben. Das muss nicht immer heißen, dass es keinen Erkenntnisgewinn gibt, was hier allerdings leider der Fall war, da das Gespräch eher um Billers Provokationen als um eigentliche Inhalte kreiste.

Will man von einer eng gefassten, an strikte Kriterien gebundene Definition jüdischer Literaturen absehen, was äußerst fruchtbar sein kann, kann man sich alternativ dafür entscheiden, zunächst auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Werken der

geladenen Autor*innen zu schauen. Hierbei fällt zunächst auf, dass die eigene Biografie – und infolgedessen in besonderer Weise die eigene Familiengeschichte – ein zentrales Thema darstellt. Vier der elf Diskussionen verhandelten den Umgang mit biografischem Material – ob im Film oder in der Literatur. Dabei spielte die Suche nach der eigenen Identität eine ebenso tragende Rolle wie das Ausfindigmachen der biografischen Spuren von Eltern und Großeltern. Dimitrij Kapitelman sagte im Gespräch mit Nele Pollatschek, eine Gemeinsamkeit jüdischer Biografien sei die Erfahrung, aufgrund der eigenen Identität nicht das machen zu können, was man will; nicht der/die sein zu können, der/die man sein will. Neben der Verfolgung der Jüdinnen und Juden Europas stellt diese bittere Einsicht eine zweite entscheidende Ursache für Migration dar, die wiederum ein stilistisches Merkmal in den Werken der Gäste berührt, nämlich das der Multilingualität – oder wie der Lyriker und Übersetzer Daniel Jurjew es vorschlug: Polyphonie.

Beinahe alle Texte der Gastautor*innen ähneln sich dahingehend, dass die Erzählsprache häufig mit russischen, hebräischen, jiddischen oder anderssprachigen Einschüben gebrochen und bereichert wird. Diese Polyphonie wurzelt unter anderem in der Familiengeschichte. So erzählte Channa Trzebiner, die ihren Roman *Die Enkelin* als einen „autobiografischen Monolog“ beschrieb, dass sie zwar mit ihren Kindern kein Jiddisch spreche, es aber die Sprache ihrer Großeltern sei, und Kapitelman erwähnte, seine Eltern hätten *Das Lächeln meines unsichtbaren Vaters* nie gelesen, da ihr Deutsch dafür nicht ausreiche. Die Hauptfigur Otto in Dana von Suffrins gleichnamigen Debütroman spricht ein Siebenbürgendeutsch, das Menschen aus der Region bei Lesungen der Autorin immer wieder zu Tränen rührt. Tomer Gardi löste mit seinem 2016 für den Bachmann Preis nominierten Erzählband *broken german* aufgrund des mündlich-gebrochenen Sprachstils eine hitzige Debatte in der etablierten Literaturszene über die deutsche Sprache aus. „So etwas passiert wohl, wenn ein Werk nicht in Ariendeutsch veröffentlicht wird“, sagte Gardi dazu während der Podiumsdiskussion beim Festival jüdischer Literaturen. Diese vielen sprachlichen Zäsuren machen deutlich, dass Heimat zu einem großen Teil auch in der Sprache liegt, dass der Mensch mehrere Heimaten haben kann, dass diese wechseln, wachsen und weitergegeben werden, aber auch verloren gehen können, wenn z.B. Enkel die Sprache ihrer Großeltern weder sprechen noch verstehen oder Eltern den Roman ihres Sohnes nicht lesen können, weil ihre Sprachkenntnisse dafür nicht ausreichen. In gewisser Weise ist also die – wie Eva Lezzi es in ihrer Begrüßungsrede

formulierte – „Sprachverwirrung als Gottesgeschenk“ eine verquere Verortung von Heimat in der Sprache.

Diese Suche nach Gemeinsamen im Fremden und Fremden im Gemeinsamen kann fruchtbar, spannend und manchmal auch schmerzhaft sein. Umso befreiender ist es, wenn diese Erfahrung geteilt werden kann – vielleicht beim nächsten Festival nicht ausschließlich unter dem Aspekt jüdischer Literaturen, sondern im Sinne einer noch größeren Multiperspektivität auch mit Gästen, die vor einem anderen Hintergrund ähnliche Erfahrungen in ihrem Schreiben verarbeiten, um so der kreativen Kraft ambiger Identitäten einen noch größeren Resonanzraum zu geben.

Maria Röger